



EINE STADT – 151 NATIONEN

Wolfsburger Zuwanderungsgeschichte(n)

HERAUSGEBER

Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation
der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG

Anita Placenti-Grau

REDAKTION

Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Johanna Speikamp

FOTOGRAFIEN

Ansgar Wilkendorf

INFOGRAFIKEN

Silva Baum, Büro für Ausstellungsgestaltung Schwerdtfeger & Vogt GmbH

ANSCHRIFT

Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg
Tel. (05361) 27 57 30, Fax. 27 57 57,
E-Mail: izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs



Fünfzig Jahre kommunale Integrationspolitik in Wolfsburg

Michael Siems

Am 9. Dezember 1969 fasste der Verwaltungsausschuss der Stadt Wolfsburg einen Beschluss, dessen Tragweite den Mitgliedern damals wohl kaum bewusst gewesen sein dürfte: Sie veranlassten die Gründung eines deutsch-italienischen Kontaktausschusses. In diesem Gremium sollten fünf Repräsentanten der italienischen Minderheit gemeinsam mit Vertretern von Rat und Verwaltung die Probleme der in Wolfsburg lebenden Italienerinnen und Italiener angehen. Den Anstoß zu diesem Beschluss hatten italienische Vertrauensleute der IG Metall gegeben. Diese hatten bemerkt, dass zwar für die beruflichen Belange Ansprechpartner in den Gewerkschaften und im Betriebsrat des Volkswagenwerkes existierten, nicht jedoch für Angelegenheiten wie Bildung oder Wohnen. In Hannover fanden sie mit Vizekonsul Mario Capetta einen Diplomaten, der die Idee unterstützte und sich gegenüber der Stadt Wolfsburg für die Gründung aussprach. So trat am 27. Februar 1970 der deutsch-italienische Kontaktausschuss zu seiner konstituierenden Sitzung zusammen. Auf dem Weg zu einer partizipativen Integrationspolitik hatte Wolfsburg damit eine Vorreiterrolle inne, gehörte der Ausschuss doch zu den ersten Gremien dieser Art in Deutschland.

In den folgenden Jahren sollte sich die Stadt Wolfsburg zunehmend integrationspolitisch engagieren. Zwar wurde der deutsch-italienische Kontaktausschuss nach der Kommunalwahl im Oktober 1972 zunächst nicht neu besetzt – die Zusammenarbeit war in den ersten zwei Jahren nicht eben konfliktfrei verlaufen, außerdem bestanden Unklarheiten bei der Besetzung des Ausschusses. Zukünftig

sollten nicht nur Italiener an der städtischen Integrationspolitik beteiligt werden, schließlich lebten in Wolfsburg inzwischen auch mehrere Hundert Arbeiter aus Tunesien und Jugoslawien sowie Bürgerinnen und Bürger zahlreicher weiterer Staaten. Um die Gründung eines neuen, multiethnischen Ausschusses vorzubereiten, stellte die Stadt am 1. Dezember 1972 mit Christian Welponer erstmals einen Ausländerreferenten ein. Dieser arbeitete überdies an der Einrichtung einer ständigen Sozialberatungsstelle innerhalb der Verwaltung, dem Vorläufer des heutigen Integrationsreferates.

Im Januar 1974 nahm dann das Ausländerreferat, nun unter der Leitung von Antonio di Virgilio, seine Arbeit auf. Bis Ende des Jahres wurden ihm zwei weitere, ebenfalls italienische Mitarbeiter zur Seite gestellt. Seit nunmehr 45 Jahren berät das Ausländerreferat (ab 2010 als Integrationsreferat) Wolfsburgerinnen und Wolfsburger unterschiedlicher Herkunft in sozialen Fragen, schafft über zahlreiche Informationsbroschüren Orientierung für neue Mitbürgerinnen und Mitbürger und unterstützt die Arbeit gemeinnütziger Vereine. Im März 1974 trat überdies der neu konzipierte Ausschuss für Ausländerangelegenheiten erstmals zusammen, der seit 2011 unter dem Namen Integrationsausschuss tagt. Diese über fünf Jahrzehnte hinweg erprobten Instrumente kommunaler Integrationspolitik halfen – und helfen – der Stadt und ihren Bürgerinnen und Bürgern bei den Herausforderungen der Vergangenheit und Gegenwart und stellen auch für die Zukunft einen wertvollen Erfahrungsschatz bereit.

125.408

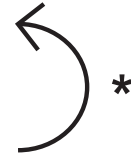
Wolfsburgerinnen und Wolfsburger ...

48.607

mit Zuwanderungsgeschichte ...

18.934

ohne deutsche
Staatsbürgerschaft

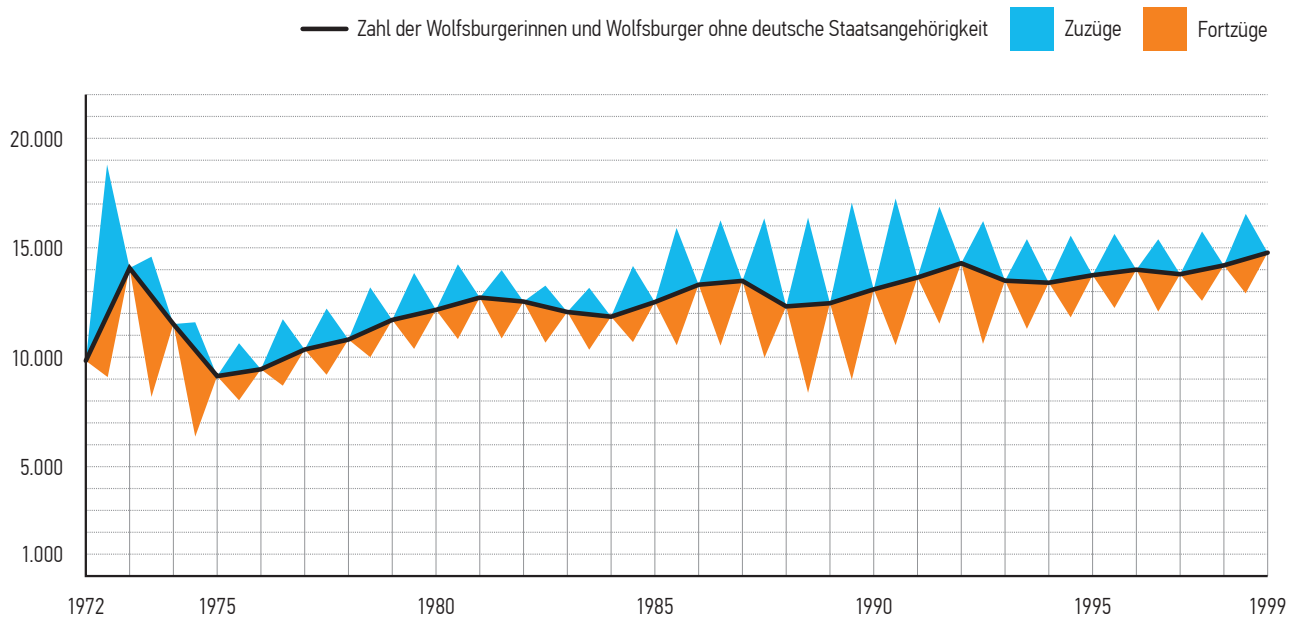


341

Einbürgerungen
im Jahr 2018

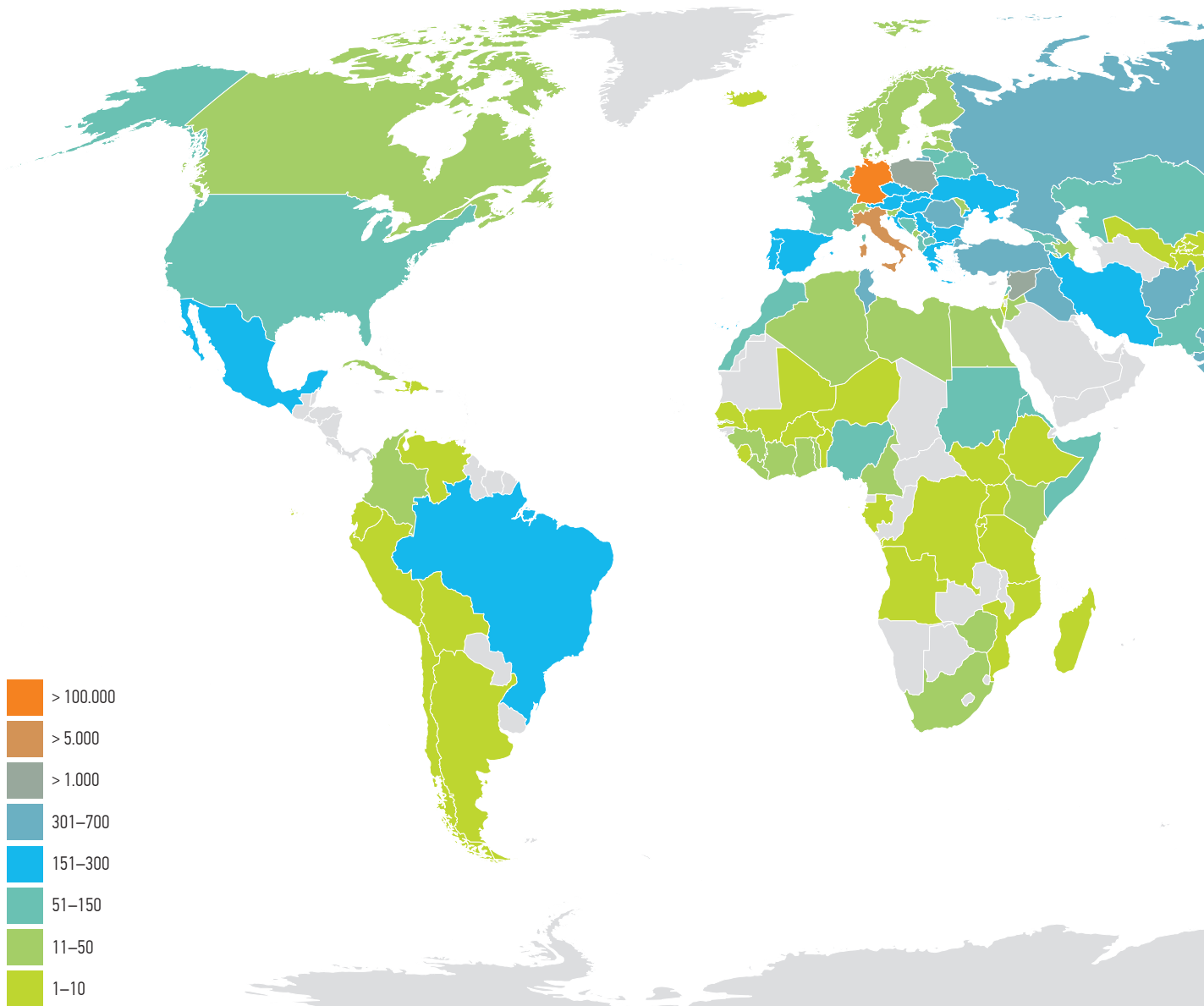
Quelle: Stadt Wolfsburg, Bevölkerungsbericht 2019, Stand 31. Dezember 2018

* Zu den Wolfsburgerinnen und Wolfsburgern mit Zuwanderungsgeschichte zählen Personen mit ausländischer oder doppelter Staatsangehörigkeit, im Ausland geborene und eingebürgerte Deutsche sowie minderjährige Kinder von Personen mit Zuwanderungsgeschichte. Daraus ergibt sich, dass über die Melderegisterdaten nur für die erste Generation und für die minderjährigen Kindern in der zweiten Generation eine Zuwanderungsgeschichte zugewiesen werden kann. Viele Menschen, die in der dritten oder vierten Generation in Wolfsburg leben, erinnern sich dennoch an die Immigration ihrer Familie, dies wird jedoch in den Statistiken nicht mehr ersichtlich.



Quelle: Stadt Wolfsburg, Statistisches Jahrbuch 1999, Stand jeweils der 31. Dezember eines Jahres

* Konstanz und Bewegung: Während die Zahl der Wolfsburgerinnen und Wolfsburger ohne deutsche Staatsangehörigkeit seit den späten 1970er Jahren ein hohes Maß an Kontinuität vermuten lässt, zeigen die Zahlen der Zu- und Fortzüge, dass sich die Migration nach Wolfsburg auch nach dem Anwerbestopp 1973 fortsetzte. Jedes Jahr kamen zahlreiche neue Bürgerinnen und Bürger, so dass die kommunalen Migrationsaufgaben nie abgeschlossen waren. In den meisten Jahren verließ jedoch eine fast ebenso große, manchmal sogar größere Zahl an Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit die Stadt wieder. Übrigens: Auch die Bevölkerung mit deutscher Staatsangehörigkeit war ständig in Bewegung. Allein im Jahr 1990 zogen fast 5.000 Deutsche nach Wolfsburg, gut 3.500 verließen die Stadt. Die Darstellung endet mit dem Jahr 1999. Infolge der in diesem Jahr beschlossenen Reform des Staatsangehörigkeitsrechts erlangten mehr Menschen einen Anspruch auf Einbürgerung, auch doppelte Staatsangehörigkeiten wurden EU-Bürgern ermöglicht. Um die Komplexität der neuen Situation zu erfassen, wird in Statistiken, über die Differenzierung nach ‚Deutsch‘/ ‚Ausländer‘ hinaus, oft auch das Merkmal Zuwanderungsgeschichte (Migrationshintergrund) verwendet.



Quelle: Stadt Wolfsburg,
 Auswertung des Einwohnermelderegisters durch das Referat 21 – Strategische Planung, Stadtentwicklung, Statistik,
 Stand 30. September 2019



* Die Karte zeigt die erste Staatsangehörigkeit der Wolfsburgerinnen und Wolfsburger. Viele Menschen haben daneben allerdings auch eine zweite Staatsangehörigkeit, die hier nicht verzeichnet ist. Dies betrifft vor allem EU-Bürger, die nach der Einbürgerung ihre bisherige Staatsangehörigkeit behalten dürfen, sowie in Deutschland geborene Kinder, die neben der deutschen auch die Staatsangehörigkeit ihrer Eltern erhalten haben. Zu den häufigsten zweiten Staatsangehörigkeiten gehören in Wolfsburg die polnische (2.681 Personen), die italienische (2.454) und die russische (1.980).

Für die Bereitstellung der Daten, die Hilfe bei der Interpretation sowie die Prüfung der Kommentare auch zu den anderen Grafiken in dieser Broschüre danken wir herzlich Nils-Olaf Krage vom Referat für Strategische Planung, Stadtentwicklung, Statistik.

Eine Stadt – 151 Nationen. Zuwanderung anders erzählen

Alexander Kraus

Wolfsburg hat sich, so heißt es im Integrationskonzept der Stadt, „durch Zuwanderer unterschiedlichster Herkünfte mit all ihrem Wissen, Können und kulturellem Erbe zu der jungen, dynamischen und erfolgreichen Stadt entwickelt, die sich uns heute präsentiert“.¹ Noch Ende des Jahres 1937 und damit vor Gründung der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ lebten in den beiden Landgemeinden Heßlingen-Wolfsburg und Rothenfelde-Rothehof, die zum Kerngebiet des späteren Wolfsburg werden sollten, exakt 857 Einwohnerinnen und Einwohner.² Schon bald darauf sollte ein rascher Zuzug aus allen Teilen des sogenannten Reiches erfolgen – und darüber hinaus. Dies lässt sich beispielsweise anhand eines Schüler-Verzeichnisses der damaligen Volksschule I anschaulich nachvollziehen.³ Denn bei der standardisierten systematischen Erfassung aller Schülerinnen und Schüler wurde auch vermerkt, wo diese geboren waren: Ob aus Hamburg, Helmstedt oder Königsberg, aus Chemnitz, Eisleben oder dem in den Sudeten gelegenen Römerstadt (heute Rýmařov) – Kinder aus allen Himmelsrichtungen des ‚Deutschen Reiches‘ kamen mit ihren Eltern in die werdende proklamierte NS-Musterstadt. Zudem finden sich aber auch seltene Einträge wie „St. [= São] Paulo, Brasilien“ oder wiederholt auch die USA, so beispielsweise New York oder wenigstens zweimal auch die damalige „Motor City“ Detroit – wohl nicht zufällig war unter dem Beruf des Vaters bei allen dreien „Ingenieur“ eingetragen. Hier wurden erfolgreich Fachkräfte aus der Automobilindustrie für das nationale Projekt des Volkswagens gewonnen. Daneben zogen ab September 1938 auch tausende Arbeiter der Confederazione Fas-

cista dei Lavoratori dell’Industria (CFLI), der faschistischen Schwesterorganisation der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in Italien, in das Gemeinschaftslager der Stadt ein. Waren diese freiwillig in die „Stadt des KdF-Wagens“ gekommen, so galt dies in keinsten Weise für all die zwangsverpflichteten Zivilarbeiter, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge, die im Zuge der „Eingliederung des Volkswagenwerkes in die Rüstungswirtschaft“ und dem damit einhergehenden entstehenden „betriebliche[n] System der Zwangsarbeit“ in die Stadt kamen und hier widrigsten Arbeits- und Lebensbedingungen ausgesetzt waren.⁴ Schon bald machten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter die Bevölkerungsmehrheit in der „Stadt des KdF-Wagens“ aus.

Nach Ende des Krieges setzte sodann ein Wachstum ein, das Stadt und Verwaltung vor eine Vielzahl an Problemen stellen sollte: Für ungezählte Kriegsheimkehrer, Displaced Persons und Heimatvertriebene war Wolfsburg eine Zwischenstation auf dem Rückweg in die alte Heimat oder auf der Suche nach einer neuen. Besonders nachdem das Wachstum des Volkswagenwerks in den späten 1940er Jahren Fahrt aufgenommen hatte, entschlossen sich aber auch viele zum dauerhaften Verbleib. Trotz intensiven Wohnungsbaus konnte der Bedarf nie gedeckt werden und Wolfsburg behielt lange den Charakter einer Barackenstadt. Das Bevölkerungswachstum war zeitweise so rasant, dass 1951 und 1954 außerplanmäßige Neuwahlen abgehalten werden mussten, um den Stadtrat repräsentativ zu halten. Nicht zuletzt waren Fragen der Integration drängend, bestand doch Wolfsburgs Bürgerschaft in den 1950er und 1960er Jahren mitunter zu mehr als vierzig

Prozent aus sogenannten Heimatvertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten. Sichtbare Zeichen für deren Präsenz sind neben dem Mahnmal auf dem Kliewersberg Straßennamen wie die Breslauer Straße auf dem Laagberg oder die Rigaer und Königsberger Straße im Stadtteil Wohltberg, die an die ehemaligen Herkunftsorte der Zugewanderten erinnern. Im Grunde sollte die kommunale Integrationspolitik denn auch bereits mit der Wahl zum Stadtflüchtlingsrat Ende November 1947 beginnen.

Über zahlreiche Ämter und Ausschüsse wie beispielsweise das Stadtflüchtlingsamt ist die Geschichte der Ankunft und oftmals nicht einfachen Aufnahme der Heimatvertriebenen in die Stadtgesellschaft in den kommunalen Akten des Stadtarchivs wie auch den bestehenden Sondersammlungen gut dokumentiert – bis hin zur vierteljährlichen peniblen Dokumentation der „Flüchtlingsbewegungen“, wie es in den Akten heißt. Gleiches gilt für die Geschichte der durch das Volkswagenwerk angeworbenen italienischen „Gastarbeiter“, die Wolfsburg ab 1962 zur „größten Italiensiedlung nördlich des Brenner[s]“ werden ließen, wie es fast unisono in Artikeln der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Süddeutschen Zeitung aus eben diesem Jahr hieß.⁵ Wohl kaum ein Kapitel der Zuwanderung in die Stadt Wolfsburg ist so gut erforscht, wie das der italienischen. Ganz anders sieht dies jedoch mit all jenen Zuwanderungsgruppen aus, die in den folgenden Jahren und Jahrzehnten in unterschiedlich großer Zahl nach Wolfsburg kamen: Familien von „Gastarbeitern“ aus Tunesien und dem ehemaligen Jugoslawien, Spätaussiedler aus Russland oder Kasachstan, Geflüchtete aus Syrien, Studierende der Ostfalia aus Mexiko – ihr Leben in und mit der Stadt findet im kommunalen Schriftgut kaum Niederschlag und wenn, dann meist einseitig aus der Perspektive der Verwaltung.⁶ Dieses Manko möchte das Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation in den kommenden Jahren

beheben. Die Vielfalt der Stadt Wolfsburg soll auch in der archivalischen Überlieferung abgebildet werden. Ein erster Auftakt zur Visualisierung dieser Vielfalt erfolgt über das Projekt „Eine Stadt – 151 Nationen“,⁷ das innerhalb dieser Broschüre anhand von zwölf Beispielen vorgestellt wird. Die einzelnen Objekte – darunter ein brasilianischer Kopfschmuck aus Federn, eine polnische Schulfibel, eine Holzkiste aus Syrien, ein Madiba-Hemd aus Ruanda oder eine aus Holz gefertigte Puppe aus Japan – verraten erst über ihre individuelle Geschichte den Bezug zum Herkunftsland. Dafür suchen wir auch weiterhin Vertreterinnen und Vertreter aus allen 151 Nationen, aus denen sich unsere Stadt aktuell zusammensetzt, die über einen Gegenstand mit ihrem jeweiligen Herkunftsland verbunden sind. Dabei können es auch Objekte sein, die nachfolgende Generationen von ihren Eltern oder Großeltern geschenkt bekommen haben. Wichtig ist allein, dass die Geschichte der Gegenstände in das einstige Herkunftsland zurückreicht. Doch wird Zuwanderung innerhalb des Projekts wohlgemerkt nicht nur national und ethnisch gefasst: Es interessieren vielmehr auch Objekte, die aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, der sowjetischen Besatzungszone, der DDR oder aus anderen Bundesländern und Ortschaften Niedersachsens ihren Weg nach Wolfsburg gefunden haben. Die Objektbiografien werden im kommenden Frühsommer – begleitet von Interviews mit Migrantinnen und Migranten, solchen mit Akteurinnen und Akteuren der kommunalen Integrationspolitik sowie wissenschaftlichen Texten zur Geschichte der städtischen Integrationspolitik Wolfsburgs – in einer Buchpublikation veröffentlicht.

1 Stadt Wolfsburg, Integrationsreferat/Sylvia Cultus (Hg.), Vielfalt leben. Integrationskonzept Wolfsburg. Wolfsburg 2012, S. 3.

2 Statistisches Jahrbuch der Stadt Wolfsburg 1978. Ohne Ort und Jahr, S. 9. Zur Gründungsgeschichte der Stadt siehe Günter Riederer, „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben/Stadt Wolfsburg (1938–1972)“, in: Amt und Verantwortung. Träger kommunaler Selbstverwaltung im Wirkkreis der Braunschweigischen Landschaft. Im Auftrag der Braunschweigischen Landschaft e.V. hrsg. v. Brage Bei der

Wieden und Henning Steinführer. Braunschweig 2015, S. 539–554.

3 Hier und im Folgenden Alexander Kraus, „Ein Schülerverzeichnis aus der ‚Stadt des KdF-Wagens‘ als Quelle der Zuwanderungsgeschichte“, in: Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte, Jg. 4 (November 2019), Nr. 15, S. 7.

4 Günter Riederer, „Die Barackenstadt. Wolfsburg und seine Lager nach 1945“, in: Deutschland Archiv 2013, S. 107–118, hier S. 109.

5 Klaus Wiborg, „Eine Stadt für 4.300 Gastarbeiter in Wolfsburg. Die größte Italiensiedlung nördlich des Brenners und die kostspieligste dazu“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 324, vom 26. September 1962, S. 6; Josef Schmidt, „Italiener flanieren auf der Porsche-Straße. Das Volkswagenwerk erwartet bis zum Sommer 4300 Arbeiter aus dem sonnigen Süden“, in: Süddeutsche Zeitung, Nr.?, vom 16. Mai 1962, S. 3.

6 Dass es sich dabei um eine ganz grundsätzliche Überlieferungsschwie-

rigkeit handelt, zeigt beispielsweise das Projekt „Migration bewegt die Stadt“ des Stadtarchivs München, mit dem über die „Sammlung von Quellen migrantischer Vereine, Organisationen und Institutionen“ die kommunale Geschichte ergänzt werden soll, um so „neue Perspektiven auf München als Einwanderungsstadt [zu] ermöglichen“. Siehe dazu die entsprechende Kontaktseite, online abrufbar unter <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Direktorium/Stadtarchiv/Migrationsprojekt0/Ansprechpartner0.html> [29.11.2019] sowie den infolge der Umwandlung der einstigen Projektstellen in Dauerstellen eingestellten Blog <https://www.migration-bewegt-die-stadt-blog.de/> [29.11.2019].

7 Für die in dieser Broschüre vorgestellten Objekte haben Aleksandar Nedelkovski und Johanna Speikamp die Interviews geführt, Jessica Grebe und Johanna Speikamp diese transkribiert und Alexander Kraus hat aus den Transkripten die Objektgeschichten verfasst.

Wir suchen noch Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus folgenden Ländern:

Afghanistan, Ägypten, Albanien, Algerien, Andorra, Angola, Armenien, Aserbaidshan, Äthiopien, Australien, Bangladesch, Benin, Bhutan, Bulgarien, Burkina Faso, Costa Rica, Côte d'Ivoire, Eritrea, Estland, Gabun, Gambia, Großbritannien (England, Nordirland, Schottland, Wales), Guatemala, Guinea, Haiti, Honduras, Hongkong, Irland, Island, Jamaika, Jemen, Jordanien, Kambodscha, Kamerun, Kanada, Kap Verde, Kasachstan, Kenia, Kirgistan, Kongo, Kosovo, Kroatien, Kuba, Laos, Lettland, Libanon, Liberia, Libyen, Litauen, Madagaskar, Malawi, Malaysia, Mali, Malta, Mauretanien, Mauritius, Moldau, Mongolei, Montenegro, Mosambik, Nepal, Neuseeland, Niger, Nigeria, Nordkorea, Pakistan, Palästinensische Gebiete, Paraguay, Sambia, São Tomé u. Príncipe, Saudi-Arabien, Senegal, Serbien, Sierra Leone, Singapur, Slowakei, Slowenien, Sri Lanka, Südafrika, Sudan, Südkorea, Südsudan, Taiwan, Tansania, Thailand, Tschad, Tschechien, Turkmenistan, Uganda, Vietnam, Zentralafrikanische Republik sowie den ehemaligen deutschen Ostgebieten und der DDR.

Bei Interesse kontaktieren Sie bitte Aleksandar Nedelkovski per E-Mail: aleksandar.nedelkovski@stadt.wolfsburg.de

Brasilien

Diesen Kopfschmuck habe ich von einem Indigenen aus einem Dorf im Bundesstaat Amazonas im Nordwesten Brasiliens bekommen. Ehe mein Mann und ich im Jahr 2010 nach Deutschland übergesiedelt sind, haben wir eine Abenteuerreise durch ganz Brasilien gemacht, sind mit dem Auto fast 4.000 Kilometer vom Süden bis in den Norden gereist. Am Ende dieser zweieinhalbmonatigen Reise kamen wir nach Manaus, haben uns aber dann entschieden, nicht in die Stadt am Ufer des Rio Negro, sondern in den Regenwald zu gehen und dort ein paar Tage mit der indigenen Bevölkerung zu leben. Es gibt einzelne Völker, die das in ihren Dörfern anbieten. Wir haben in einem kleinen Haus geschlafen und ihr Leben kennengelernt. Sie haben für uns Fische geangelt, für uns gemalt und uns auch eigentümlich schmeckende Getränke angeboten, die wir jedoch nicht haben trinken können. Sie machen dort alles selbst, finden alles, was sie nicht selbst anbauen, im Urwald. Am letzten Tag unseres Aufenthalts haben wir mit den Indigenen einen Abschiedstanz getanzt, das war wirklich toll. Anschließend gab mir der Anführer des Dorfes diesen Kopfschmuck. Wir hatten ihm zuvor erzählt, dass wir

Brasilien verlassen und in ein fernes Land fliegen werden. Da hat er den Schmuck von seinem Kopf genommen und ihn auf meinen Kopf gelegt, da dies Glück bringe. Er sagte: „Schön, dass ihr da wart. Vielen Dank für euren Besuch. Dies hier ist für dich und dein neues Leben.“ Nach diesem Erlebnis hatten wir das Gefühl, wirklich dazuzugehören.

Der Kopfschmuck besteht leider aus echten Federn eines Papageis, aber das muss ich respektieren, da es Teil ihrer Kultur ist. Er ist schon sehr alt, einzelne der Federn sind bereits etwas kaputt, da er offenbar oft benutzt worden ist. Ich habe ihn dann noch in Brasilien Rahmen lassen – aus Bambus, einem brasilianischen Material – und ihn dann zur Erinnerung mit nach Deutschland genommen. Der Kopfschmuck erinnert mich an meine Herkunft, zeigt mir, woher ich komme, wer ich bin. Aber dass ich auch dorthin gehöre, das sage ich nicht mehr, denn ich habe mich bewusst dazu entschieden, hier zu wohnen. Wolfsburg ist nun meine Heimat, doch Brasilien wird immer tief in meinem Herzen bleiben. Der Kopfschmuck wird mich stets an dieses schöne Erlebnis erinnern, das den Abschied aus meinem Geburtsland markiert.

Manoelita L.-B.



Nordmazedonien

Der Esel ist ein Symbol für mich. Er erinnert mich an ein Erlebnis noch als junges Mädchen. Es war im Herbst und stürmisch draußen. Wir sollten das Getreide rasch nach Hause bringen und bepackten dafür unsere beiden Esel, eine Eselin und ihr Fohlen. Es zog ein Sturm herauf, ein echtes Unwetter mit Regen und Hagel. Auf dem Weg nach Hause passierten wir eine Stelle, an der sich bereits ein Sturzbach gebildet hatte. Er riss den kleinen, weißen Esel mit sich. Meine Schwester und ich haben sofort alles stehen lassen, das Muttertier war ja vollbepackt, um den Esel noch am Schwanz packen zu können und haben ihn dann an einem Baum festgebunden. Wir haben während des Sturms mit ihm unter dem Baum ausgeharrt. Das war natürlich gefährlich, da es ja geblitzt und gedonnert hatte. Als der Sturm vorüber war, hat sich der Esel wirklich gefreut, ist richtig in die Luft gesprungen. Ich mochte ihn so gerne. Anschließend sind wir aber nicht direkt nach Hause gegangen. Die Sonne schien ja nun. Wir hatten auf unserem Feld auch Walnussbäume, da haben wir erst einmal Walnüsse gesammelt – ganze Säcke voll. Mein Vater hatte uns inzwischen im ganzen Dorf gesucht und, als er uns endlich gefunden hat, vor Erleichterung geweint. Er sagte aber auch, wir hätten den Esel da lassen und nach Hause kommen sollen. Aber das konnten wir nicht, wir hingen an ihm, weil er so klein und süß war. Als ich dann 1969 nach Deutschland gegangen bin, war der Esel immer noch da. Ich weiß nicht, wie lange er

gelebt hat, vielleicht dreißig, vierzig Jahre. Ich erinnere mich gerne an diese wie auch andere Geschichten mit meiner älteren Schwester. Viele im Dorf besaßen auch Pferde, aber weil mein Vater zuhause der einzige Mann war und er der Meinung, dass ein Esel für uns Mädchen leichter zu handhaben sei als ein Pferd, hatten wir eben Esel. Sie waren Nutztiere. Es gab auch einen speziellen Sattel für sie und kleine Kübel, die auch an der Seite der Eselsfigur zu sehen sind, – sie waren extra für das Essen, wenn wir auf dem Feld gearbeitet haben. Viele haben auch Wasser damit transportiert, aber wir nicht, da wir Wasser zuhause hatten. Manche Dörfer hatten eben keine Wasserquelle und mussten zusehen, woher das Trinkwasser kam. Wir haben viel mit dem weißen Esel gearbeitet. Als ich dann weggegangen bin, da war ich schon traurig, aber er war noch lange Zeit da, wenn ich in den Sommermonaten zurückgekommen bin. Er hat lange gelebt. Gute Pflege. Auch ein Nutztier braucht Liebe. Wenn du es schlecht behandelst, dann haut es ab oder beißt dich. Es war auch der letzte Esel, den wir hatten. Den Holzesel habe ich dann vor etwa dreißig Jahren in Strumica, im Südosten Nordmazedoniens, gekauft. Als ich ihn irgendwann im Keller wiedergefunden habe, da habe ich mich gefreut. Nun steht er immer hier. Ist ein schöner Esel, nicht? Der Esel hieß auch so wie ich, das fand ich eigentlich nicht lustig. Aber irgendein Nachbar hat ihn so genannt, weil der Esel immer bei mir war.

Marika N.



Polen

Mit dieser polnischen Fibel lernte ich in der ersten Klasse lesen und schreiben. Für mich nimmt sie einen besonders hohen emotionalen Stellenwert ein, da sie in meinem Leben einen neuen Anfang markierte, vielleicht sogar den wichtigsten von allen: den Schulanfang. Mit ihm wird die Grundlage für all das Kommende gelegt wie auch für das, wonach man strebt. Lesen und schreiben zu können gibt einem Sicherheit und Stabilität für die Zukunft. Diese Grundtechniken erscheinen mir wie ein Fundament beim Hausbau: Ist es nicht solide gearbeitet, wird das Gebäude instabil. Aus diesem Grund erinnere ich mich noch genau an meine Einschulung im Jahre 1958 in Gliwice, einer Stadt in der polnischen Woiwodschaft Schlesien. Sind mir inzwischen auch viele Namen meiner Mitschülerinnen und Mitschüler entfallen, so ist mir der meiner ersten Lehrerin, Frau Kula, noch immer präsent. Sie unterrichtete uns von der ersten bis zur vierten Klasse in allen Fächern und war besonders herzlich und bemüht. Auch wenn es schwierig wurde, übte sie mit großer Ausdauer mit uns weiter. Sehen Sie, wie prägend diese ersten Jahre des Lernens sind?

Seit meinem ersten Schuljahr lag diese Fibel immer auf meinem Schreibtisch. Im Gegensatz zu vielen anderen Schulbüchern zog ich sie aus meiner Tasche, weil ich es wollte, andere dagegen, weil ich es eben musste. Erstmals im Jahre 1910 erschienen, diente die Fibel als Lehrbuch für zahlreiche Generationen von Schulkindern, so auch später noch für meinen Sohn. Über einen Zeitraum von nahezu einhundert Jahren hat es nur sechs oder sieben Neuauflagen dieses Elementarbuches gegeben, womit sie die

am längsten benutzte Fibel der Welt ist. Natürlich hat es seitdem einige Änderungen gegeben, doch ist ihr Grundaufbau erhalten geblieben. In Polen wurden, anders als in Deutschland, nur wenige Rechtschreibreformen durchgeführt. Die Sprache veränderte sich in meinem Heimatland meist dann, wenn es zu größeren politischen Umwälzungen kam. Auch meine Fibel ist von diesen Entwicklungen nicht verschont geblieben. Deutlich wird dies mit Blick auf die letzte Seite, auf der „unsere Freunde“ abgebildet sind: fahnschwenkende Arbeiter aus sozialistischen Staaten wie Albanien, Russland, Ungarn oder der DDR.

Dennoch liegt der Fokus meiner Fibel nicht auf dem Politischen, sondern auf dem Sprachlichen. Besonders bemerkenswert ist, wie schnell von einzelnen Buchstaben zu kleineren Wörtern und Sätzen übergegangen wird. Zudem liegt das besondere Augenmerk auf dem Schriftlichen, weshalb Schülerinnen und Schüler der ersten Klasse mit der Schreib- und nicht der Druckschrift begannen. Kalligraphie stand auf der Tagesordnung, auch das Schönschreiben wird in dieser Fibel noch vermittelt. Eine weitere Besonderheit sind die integrierten kurzen Texte berühmter polnischer Schriftsteller wie etwa des Lyrikers Julian Tuwims, den man mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben vergleichen könnte.

Als ich im Dezember 1986 Polen verließ, konnte ich allein ein oder zwei Koffer mitnehmen. Natürlich habe ich in diesen wichtige Dokumente verstaut, jedoch auch Dinge, die ich nicht zurücklassen konnte, da mein Herz an ihnen hing. Zu diesen zählte auch meine Fibel.

Sylvia M.



Schweiz

Bei diesem Objekt handelt es sich um eine sogenannte Schweizer „Velonummer“, ein aus Aluminium gefertigtes Fahrradkennzeichen, das ans Velo geschraubt wurde. Noch bis vor einigen Jahren musste ein jedes Fahrrad in der Schweiz ein solches Kennzeichen haben; es war verboten ohne Kennzeichen zu radeln. Für mich sind diese Velonummern typisch schweizerisch, auch wenn sie inzwischen abgeschafft sind. Diese Velonummer war damals an meinem Rennrad montiert. Jeder weiß, die Schweiz ist das Land der Berge schlechthin und daher sind die Berge auch nie weit entfernt. Daher sind mit dieser Velonummer einerseits die Berge,

andererseits das Radfahren selbst eng verbunden. Sie erinnert mich an die unwiderstehliche Anziehungskraft der Serpentina auf den Schweizer Pässen: Grimsel, Susten, Furka, Nufenen, Gotthard ... und nicht zuletzt an Ferdinand Kübler (1919-2016), mit Spitznamen „Ferd National“, einem mehrmaligen Tour-de-Suisse-Sieger und Landesmeister, der 1950 die Tour de France gewann und im Folgejahr den Weltmeistertitel erringen konnte. Er ist im Dorf Marthalen im Kanton Zürich geboren, das auch mein Heimatdorf ist. Das Rennrad habe ich im Übrigen immer noch, wenn auch inzwischen ohne Velonummer.

Andreas S.



Weißrussland

Dieses auf den ersten Blick einfache Messer nutze ich bereits seit vielen Jahren. Es war mir stets ein treuer Begleiter. So ist es mit mir von Weißrussland nach Russland gereist, hat mir während meines Aufenthalts in China gedient und gehört heute zu meinem Haushalt in Wolfsburg. Es ist zweifelsohne nicht das schönste Messer, das ich je in meinen Händen hielt, doch ist es mir jederzeit eine mahnende Erinnerung, die eng mit meiner Kindheit verbunden ist.

Als ich noch ein Kind war, ich war damals etwa sechs oder sieben Jahre alt, kam mein Vater eines Tages mit einem Stück Blech nach Hause. Mit funkelnden Augen, wie ich sie vorher noch nie bei ihm gesehen hatte, fing er an, etwas aus diesem Stück Blech zu erarbeiten. Meine kindliche Neugier war geweckt – ich beobachtete aufmerksam, was genau er da tat. Er bemerkte es natürlich schnell und kommentierte daraufhin einige seiner Schritte. Vor meinen Augen ereignete sich, so mein damaliger Eindruck, Magie. Erst später wurde mir klar, dass es keine Magie war, sondern ein Miteinander von Wissenschaft, technischem Verstand und handwerklichem Geschick. Aber damals war es Magie für mich. Ich beobachtete, wie mein Vater aus dem Blech und anderen Materialresten Schritt für Schritt ein Messer bastelte. Als erstes hatte er einen Stift mit Außengewinde an das Blech geschweißt – draußen auf einem Balkon, ganz ohne Schweißgerät. Danach verstärkte er die Schweißnaht mit einem Metallring, indem er einem Schmied gleich vorsichtig darauf klopfte und die beiden

Komponenten zusammendrückte. Als nächstes formte er die Messerschneide. Den Griff stellte er aus verschiedenen Plastikstücken zusammen, die er extra dafür formte. Zum Abschluss verstärkte er das Ende des Griffs, wie er es bei der Schweißnaht getan hatte, mit einem Metallring, den er hierfür bearbeitete. Und das alles tat er nicht in einer Werkstatt, sondern auf unserem Balkon: Auf einem Stuhl sitzend, mit Werkzeug, das man in jedem Haushalt finden kann. An diesen Tag habe ich den Gedanken gefasst, dass auch ich diese Magie beherrschen möchte.

Aber jede Medaille hat zwei Seiten. Mein Vater war Alkoholiker. Betrunkener wurde er zu einem völlig anderen Menschen. Er konnte sich nicht kontrollieren, wurde manchmal sogar aggressiv. Doch schon am nächsten Tag war er wieder ein liebevoller Vater und Ehemann. Dann hat er mir erklärt, wie man die verschiedensten Sachen repariert, hat mir das Fotografieren und Entwickeln von Fotos beigebracht, hat mit mir und meiner jüngeren Schwester gespielt und meiner Mutter geholfen. Mit der Zeit hat der Alkohol jedoch eine immer größere Rolle gespielt. Am Ende hat dieser das Spiel gegen seine Familie gewonnen. Meine Mutter hat sich scheiden lassen und ich habe versucht, ihm aus dem Weg zu gehen. Er starb 2003 im Alter von 42 Jahren.

Heute erinnert mich dieses Messer daran, dass man mit einem starken Willen alles erreichen kann. Zugleich warnt es mich davor, die Macht des Alkohols nicht zu unterschätzen.

Eduard A.



Syrien

Ich bin in Damaskus aufgewachsen, über das wir sagen, sie sei eine Stadt für die Liebe und die Schönheit. Diese Holzkiste symbolisiert für mich das alte Damaskus, in das uns unser Vater, als meine Schwester und ich noch Kinder waren, oft mitgenommen hat. Muslime und Christen leben dort als Nachbarn mit- und nebeneinander – es gibt keine Probleme. Wir sind jedes Wochenende in die Altstadt gefahren. Als wir einmal nur zu zweit spazieren waren, hat mir mein Vater eine schöne Geschichte über sich und meine Mutter erzählt. Auch sie sind dort sehr oft spazieren gegangen. Ich war als Kind immer neugierig auf die Stadt, womöglich auch, da unser Vater immer viele Geschichten über die Altstadt erzählt hat. Viele der alten Häuser wurden als Restaurant genutzt – ihre Wände und Fußböden waren mit eben solchen Mustern geschmückt, wie sie auch auf meiner Holzkiste zu sehen sind. Auch gab es viele Geschäfte, in denen vergleichbare Gegenstände oder Möbel mit Einlegearbeiten verkauft wurden. Jedes Wochenende hat er uns mit in diese Restaurants genommen und ich war stets neugierig auf und fasziniert

von diesen Mustern, habe immer viele Fragen gestellt, was sie bedeuten, für was sie stehen und was man aus ihnen herauslesen kann. Mein Vater hat dann immer geantwortet, dass es viele Geschichten über diese komplexen geometrischen Muster gibt. Sie sind Teil des traditionellen islamischen Kunsthandwerks. Auch daher wirkt Damaskus für mich bis heute wie das Paradies: Dort gibt es immer neue Geschichten und neue Sachen zu finden. Einmal, ich war dreizehn Jahre alt, als wir wieder in Altdamaskus spazieren gingen, hat er mir diese Kiste mit ihren Mustern aus geometrischen Formen gekauft und gesagt: „Ok, sie ist für dich, damit du die Muster auch zuhause sehen kannst.“ Es war mit der Auslöser für mein Studium der Architektur. Das wollte ich immer studieren, um meine Fragen über die Bedeutung der aufwendigen Intarsien beantworten zu können. Ich bin nicht wegen des Kriegs nach Deutschland gekommen – mein Mann lebt seit 2016 hier und arbeitet als Architekt in Ehmen; meine Eltern sind noch in Syrien, aber meine Geschwister leben alle wie ich in Deutschland.

Reem A.



Ruanda

Dieses Madiba-Hemd ist sehr wichtig für mich – einst hat Nelson Mandela, der ehemalige Präsident Südafrikas, es zu hoher Popularität verholfen, inzwischen steht es für unseren afrikanischen Kontinent, einen eigenständigen Stil, den Mut zur Farbigkeit. Ich bin sehr glücklich, dass ich dieses Madiba habe. Ich mag die Farben. Ich habe es im Jahr 2016 in Nyarugenge, einem Stadtteil Kigalis, der Hauptstadt Ruandas, in einem Geschäft gekauft. Entdeckt hatte ich es bei einem Spaziergang; es hing in einem Schaufenster eines Geschäfts und hat mir sofort gefallen. Ich habe es dann ein paar Mal gesehen, wollte es unbedingt haben, doch gekauft habe ich es dann an dem Tag,

an dem ich mein erstes Gehalt bekommen habe. Mit dem Madiba kaufte ich auch ein Kleid für meine Freundin, das die gleichen Farben und Muster wie mein Hemd hatte. Es war eine Überraschung für sie. Mir gefiel die Idee, dass wir die Kleidung gemeinsam tragen könnten. Das Madiba ist inzwischen ein typisches Kleidungsstück für Afrika geworden, das auch in Ruanda designed wird. Dieses Madiba wurde in Ruanda hergestellt – auch deswegen ist es mir sehr wichtig. Wenn ich es trage, bin ich glücklich. Es erinnert mich an mein Land, an die Stimmung, als ich es kaufte. Ich trage es einmal pro Woche – und dabei denke ich an mein Land und an meinen Kontinent.

Emmanuel N.



Griechenland

Ich komme aus einer griechisch-orthodoxen Familie und auch wenn meine Mutter nicht sehr religiös gewesen ist, so spielten Ikonen in ihrem Leben immer eine Rolle. In unserem Zuhause waren sie stets präsent. Da sie uns schützen sollten, wo immer wir auch waren, gab mir meine Mutter diese Ikone, als ich im September 1963 im Alter von 18 Jahren über das damals noch existierende Jugoslawien nach Deutschland gereist bin. Sie kam, als ich meinen Koffer packte, gab sie mir und sagte, sie werde mir Glück bringen. Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich ihr zunächst nicht wirklich Aufmerksamkeit geschenkt, habe kein Interesse gezeigt, sie einfach mitgenommen, aber in Deutschland wurde sie für mich zu einem wirklichen Begleiter. Es ist eine handelsübliche Ikone, aber für mich war sie hier immer wertvoll. Sie zeigt Maria und Jesus, ist außen aus Holz und handbemalt. Ich hatte sie damals auf meiner dreitägigen Reise mit dem Zug dabei und seitdem war sie stets an meiner Seite – sie steht auf meinem Nachttisch. Sie gibt mir zu verstehen, dass ich in meinem Leben Glück hatte.

Der Beginn in Deutschland war allerdings ein schwerer: Ich war damals mit dem Zug drei Tage unterwegs, bin in München umgestiegen und weiter Richtung Hannover gefahren. Versehentlich bin ich dann allerdings nicht in Hamburg, sondern schon zuvor in Harburg ausgestiegen – ich habe mich verlesen. Als ich dann am Hamburger Hauptbahnhof ankam, regnete es und es war kalt. Es war der traurigste Tag in meinem Leben, schließlich hatte ich Freunde, Bekannte und meine Mutter zurückgelassen. Ich war ganz allein und hatte Sehnsucht. Über die ersten fünf

Jahre hinweg hatte ich nur Sehnsucht nach Griechenland; ich wollte immer wieder zurück. Aber ich bin geblieben, habe erst ein Praktikum gemacht, dann ein Studium begonnen, das ich jedoch aus finanziellen Gründen nicht beenden konnte. Aber als eingeschriebener Student hatte ich, anders als meine Frau, eine Arbeitserlaubnis – damals gehörte Griechenland ja noch nicht zur EU. Als wir hörten, im Volkswagenwerk in Wolfsburg werden gute Löhne bezahlt, sind wir dorthin gezogen – die Ikone war auf allen Etappen dabei. Bei der Volkswagen AG habe ich dann vierzig Jahre gearbeitet, zunächst in der Qualitätssicherung.

Wir hatten wirklich Glück in unserem Leben, es ist alles wunderbar verlaufen; wir haben die Welt gesehen und lieben Wolfsburg über alles. In Griechenland fühle ich mich längst nicht mehr wohl, auch wenn wir natürlich noch oft zu unserem Haus am Meer fliegen, um dort Urlaub zu machen. Aber schon nach wenigen Wochen möchte ich zurück nach Wolfsburg. Die Mentalität hat sich verändert, es ist anders geworden zwischen mir und meinen Landsleuten. Deshalb kam es für uns nie in Frage, wieder zurück nach Griechenland zu gehen, obwohl wir dort eine Rente bekommen, ein Haus haben, wir hingegen hier Miete bezahlen müssen. Doch habe ich die längste Zeit meines Lebens in Wolfsburg verbracht. Mit 18 Jahren bin ich aus Griechenland fort, nun bin ich 75, deshalb möchten wir nicht mehr dorthin zurück. Meine Mutter war alleinerziehend – ich bin ohne Vater groß geworden. Sie ist vor vierzehn Jahren verstorben. Ihre Stimme höre ich jedoch noch immer, selbst wenn ich die Ikone dabei nicht anschau.

Alois P.



Japan

Dies ist eine Puppe aus Nordjapan, mit der eine sehr alte Geschichte verbunden ist. Dass dies so ist, ist mir jedoch erst später bewusst geworden. Solche Puppen werden aus Holz gefertigt, haben keine Gliedmaßen und bestehen demnach allein aus einem Körper und einem Kopf mit einem stilisierten Gesicht. Bei manchen von ihnen lässt sich der Kopf drehen – bei meiner ist dies nicht der Fall. Wieder andere sind noch viel schmaler als meine. Auch in ihrer Verzierung unterscheiden sie sich – sie sind unterschiedlich bemalt, haben mal mehr, mal weniger Muster oder Ornamente. Ein jeder Kunsthandwerker signiert seine Puppen am Fuß der Figur.

Diese Puppen heißen Kokeshi. Ich habe meine von meinem Vater bekommen – wir lebten damals in Tokio. Er besaß zwei dieser Puppen. Die ältere der beiden ist noch schöner, aus Naturholz gefertigt und nicht so lackiert wie diese hier. Da er sie behalten wollte, hat er mir dieses Exemplar geschenkt. Wie alt die Puppe ist, vermag ich nicht zu sagen. Auch weiß ich nicht, wann und wo er sie gekauft hat. Mein Vater hat auch selbst gemalt und einen eigenen Atelierraum gehabt. Dort saß ich oft bei ihm und habe ebenfalls gemalt. Dazu hat mir mein

Vater immer wieder verschiedene Motive hingestellt – so auch diese Puppe, die ich eine zeitlang sehr gerne gemalt habe. Doch irgendwann erzählte mir mein Vater oder meine Großmutter, ich kann mich nicht genau erinnern, eine Geschichte über diese Puppe, die heute einfach schön ist, ein Sammlerstück, ein Souvenir. Dies war nicht immer so. In früheren Zeiten sahen sich die Kleinbauern in Nordjapan mit schlechten Ernten konfrontiert und litten Not. Ihr Leben war nicht leicht. Manche Familien waren dazu gezwungen, ihre Kinder wegzugeben, da sie sie nicht ernähren konnten. Und nun fehlte der Familie dieses Kind – als Ersatz haben sie sich dann solche Puppen aufgestellt. Es ist eine sehr traurige Geschichte. Als ich sie hörte, wollte ich diese Puppe nicht mehr malen – und dies, obgleich ich sie immer sehr schön gefunden habe. Als ich später nach Deutschland gezogen bin, wollte ich etwas typisch Japanisches haben. Und diese Kokeshi sind typisch. Viele Japanerinnen und Japaner haben solche traditionellen Puppen zuhause stehen. So habe auch ich sie irgendwann mit nach Deutschland genommen – nur abgemalt habe ich sie, seitdem ich ihre Geschichte kenne, nicht noch einmal.

Yoko H.



Chile

Zwar bin ich als Tochter eines Spaniers und einer Chilenin in Spanien geboren, doch die meiste und auch wichtigste Zeit meines Lebens verbrachte ich in Chile. Schon als ich nur wenige Monate alt war, sind wir nach Chile gezogen, wo ich auch zur Schule ging und studierte. Dort fühle ich mich mehr zuhause als in Spanien. Ich komme aus Santiago de Chile, aber wann immer es uns möglich war, fuhren wir raus aus der Stadt, weg von dem ganzen Trubel und Stress, nach Valparaíso an die Küste. Jedes Mal, wenn ich an Chile denke, denke ich an diese Hafenstadt und die benachbarten Küstenstädte Viña del Mar, Reñaca und Concón. Von Santiago de Chile aus braucht man nur etwa eineinhalb Stunden dorthin, daher sind wir oftmals nur für einen Tag oder ein Wochenende gefahren, um am Strand spazieren zu gehen. Ich habe dort mit der Familie Urlaube verbracht, mit Freundinnen und Freunden Partys gefeiert, am Strand mit Gitarren musiziert ... Der Ort war magisch für mich. Es ist wirklich wunderschön dort am Pazifischen Ozean. Alle Erinnerungen, die ich an Chile habe, sind mit dieser Region verbunden.

Im Jahr 2000 bin ich aus Chile fortgegangen und seit 2002 in Deutschland – zunächst lebte ich in Braunschweig, später haben wir dann ein Haus in Wolfsburg gekauft. Zuvor haben wir einige Jahre in Pamplona in Spanien und auch in Portugal gelebt. Als wir dann zehn

Jahre später, 2010, in Valparaíso Urlaub gemacht haben, war es, als käme ich zu den eigenen Wurzeln zurück. Zu dieser Zeit ist mein Opa gestorben – wir waren als Familie alle beisammen und haben uns den Sonnenuntergang angeschaut. Es war wie eine Verabschiedung. Alle haben wir diesen Moment miteinander erlebt. Und ich habe zu meiner Familie gesagt: „Wenn es möglich ist, so möchte ich, dass ihr, wenn ich einmal nicht mehr da bin, meine Asche dorthin bringt.“ So viel Bedeutung hat dieser Ort für mich.

Damals habe ich in Valparaíso auch dieses Bild gekauft. Als ich es gesehen habe, dachte ich mir, dieses Bild muss bei mir im Wohnzimmer stehen. Das ist ein Moment, der immer in meinem Herzen bleiben wird. Zehn Jahre lang habe ich so viel an Chile gedacht; als ich dann wieder da war, habe ich jeden Moment genossen. Als ich in Chile gelebt habe, habe ich den Dingen und Erlebnissen nicht so viel Aufmerksamkeit geschenkt. Ich war damals auch nie in einem Museum, da ich doch nie daran gedacht habe, mein Land zu verlassen. Auf dem Bild ist die Küste zu erkennen mit Valparaíso, Viña del Mar, Reñaca, Concón und den so typischen am Hang gebauten, bunt angemalten Häusern. Selbst einer der typischen Fahrstühle ist zu sehen. Nun steht das Bild in einem Regal in meinem Wohnzimmer, wo ich es immer sehen kann.

Andrea T.



Indien

Das ist eine südindische, aus Messing gefertigte Lampe, die es in den verschiedensten Größen gibt. Meine Eltern kommen aus dem im Süden Indiens gelegenen Bundesstaat Kerala, wo sie in jedem Tempel zu sehen sind. Dort, wie auch im benachbarten Tamil Nadu, kommen sie regelmäßig anlässlich der verschiedensten Feste zum Einsatz. Auch wir haben sie in verschiedenen Größen zuhause. Normalerweise stehen die großen Lampen im Eingangsbereich. Menschen, die im Büro arbeiten, beginnen ihren Arbeitstag nicht selten damit, eine solche Lampe anzuzünden. Man füllt das Schälchen mit Öl auf, das kann Oliven- oder Sonnenblumenöl sein, und dann kommt ein Stück gedrehte Baumwolle hinein. Diese wird dann angezündet und brennt eine Weile. Und so beginnt unser Tag. Normalerweise – aber nicht ausschließlich – sind solche Lampen bei Familien zu finden, die den Hinduismus praktizieren. Bei ihnen stehen die Lampen am Gebetsplatz. Sie entflammen morgens erst einmal eine Lampe, denn das gibt ein gutes Gefühl, lässt einen positiv denken, weil wir den Tag damit beginnen, ihn zu beleuchten. Diese Lam-

pe, wir nennen sie Nilavilakku, habe ich von meiner Oma bekommen, als ich noch ein Kind war. Sie schenkte sie mir, verpackt in eine braune Papiertüte, die in einer kleinen Stofftasche steckte, zu meinem achten oder neunten Geburtstag. Sie lebte in Südindien, ich bin dagegen in Neu-Delhi geboren und aufgewachsen, das etwa 6.500 Kilometer entfernt liegt. Doch so verschieden die Dialekte, Kleidungsstile und Kulturen sind, die zwischen beiden Orten liegen, verbunden sind wir über unseren Glauben. Diese Lampe zählt zu den wenigen Dingen, die ich mitgenommen habe, als ich 1998 aus Indien weggegangen bin. Da ich einen Zwischenstopp in Dubai hatte, und ich mir, da dort der Islam die Grundreligion ist, nicht sicher war, ob es erlaubt sei, Fotografien von Göttern oder Göttinnen im Gepäck zu haben, habe ich diese Lampe eingepackt. Ich bin nicht wirklich eine religiöse Person, gehe nicht regelmäßig in den Tempel, aber diese Lampe gibt mir innere Ruhe. Wann immer ich sie anzünde, denke ich an meine Eltern. Sie sind in erster Linie mein Gott und meine Göttin, da sie mich geschaffen und zur Welt gebracht haben.

Dinesh K.



Togo

Eigentlich habe ich Autolackierer gelernt, doch seit Jahren schon bin ich Musiker: Trommler. Ich komme aus Lomé, der Hauptstadt Togos im Westen Afrikas am Golf von Guinea. Das Trommeln ist Teil unserer Kultur, so bin ich mit Trommeln aufgewachsen. Es ist ganz einfach: Egal, was wir machen, wir trommeln. Das ist auch mein Leben. Ich habe weit über hundert Trommeln aus Togo hier in Wolfsburg – in den verschiedensten Größen und mit den unterschiedlichsten Klängen. Djembés werden sehr häufig gespielt, da sie zu jedem Rhythmus passen und ein großes Klangspektrum haben. Im Grunde gibt es aber für jeden Rhythmus eine besondere Trommel: Agbadja, Kinka, Akpessa ... Jede Trommel hat ihren eigenen Klang. Diese Djembé ist meine Lieblingstrommel – ich nenne sie „Aguidan“. Sie klingt

unheimlich gut, doch ist sie leider kaputt gegangen. Zwar habe ich sie repariert, doch hatte sich ihr Klang verändert. Ich habe auch schon in Togo Musik gemacht. Auf meinem zweiten Album veröffentlichte ich auch einen sehr politischen Song, mit dem ich die Opposition unterstützte – ich hatte darauf gesetzt, dass die angesetzten Wahlen das autokratische System in unserem Land beenden würden. Doch es kam anders. Aufgrund des Songs bin ich dann bei einer Militärkontrolle verhaftet worden. Ich hatte Glück im Unglück, denn nach etwa zwei Wochen, in denen ich nicht wusste, wo ich war, kam ein anderer Soldat. Er sagte, hier drinnen hätte ich keine Chance und ließ mich noch in der kommenden Nacht gehen. Daraufhin habe ich mein Land verlassen.

Colman E.



„Es fängt ja auch alles immer im Kleinen an“

Sylvia Cultus über das Wolfsburger Integrationskonzept „Vielfalt leben“

Frau Cultus, das Integrationskonzept „Vielfalt leben“ ist die Grundlage der kommunalen Integrationsarbeit in Wolfsburg. Können Sie kurz darlegen, wie es entstanden ist?

Als die Bundesregierung 2007 den nationalen Integrationsplan veröffentlichte, kam auf alle Kommunen die Aufgabe zu, ebenfalls ein Integrationskonzept zu entwerfen. Dies war eine meiner ersten Aufgaben in Wolfsburg. Wie Sie wissen, gibt es in Wolfsburg seit Jahrzehnten Integrationsarbeit. Es ging im Grunde darum, zu schauen: Was haben wir? Was fehlt möglicherweise noch? Welche Ziele wollen wir zukünftig verfolgen? Und die Beantwortung dieser Fragen sollte auf möglichst breiter Basis festgestellt und mit möglichst großer Beteiligung weiterentwickelt werden. Wir haben einen etwas anderen Weg gewählt als beispielsweise die Stadt Hannover, wo ich zuvor gearbeitet hatte. Mir war es sehr wichtig, dass wir es partizipativ machen. Dadurch hat es zwar einen Moment länger gedauert, dafür hatten aber wirklich viele die Chance, sich daran zu beteiligen. Wer wollte, konnte mitmachen.

Wer hat sich denn konkret beteiligt?

Das war eine ganze Bandbreite an Akteuren – angefangen mit Vereinen und Verbänden über Angestellte der Volkswagen AG, Akteure aus der Wirtschaft bis hin zu Kindergärten, Schulen und ehrenamtlich Tätigen aus der Flüchtlingsarbeit. Daneben waren verschiedene kirchliche Organisationen, die Industrie- und Handelskammer und mehrere Bereiche der Stadtverwaltung vertreten, darüber hinaus viele Akteure aus der Zivilgesellschaft.

Das fertige Konzept haben dann, was ich sehr erfreulich finde, alle Fraktionen einstimmig verabschiedet. In dem Wolfsburger Integrationskonzept „Vielfalt leben“ sind allerdings noch weitere Aufgaben formuliert worden, die der Rat damals beschlossen hatte. Dazu zählt, die interkulturelle Ausrichtung voranzubringen. Im Konzept wird sehr oft betont, wie wichtig interkulturelle Handlungskompetenz sei, weshalb wir das Konzept „Interkulturelle Stadtverwaltung Wolfsburg“ entwickelt haben. Dieses Konzept ist insofern einzigartig, als dass hier unter anderem festgelegt wurde, alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadtverwaltung im Themenfeld interkulturelle Handlungskompetenz zu qualifizieren. Das Besondere an der Schulung sind die dazugehörigen Maßnahmenworkshops. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer entwickeln mit ihrer Fachkompetenz für ihren Bereich Angebote oder strukturelle Anpassungen, die ihre Arbeit im interkulturellen Kontext zukunftsweisend verbessern sollen. Eine besondere Errungenschaft ist, dass die Umsetzung des Konzeptes für die Verwaltung zur Gemeinschaftsaufgabe erklärt wurde. Wie etwa auch bei der Aufgabe der Gleichstellung ist ein jeder, eine jede dafür verantwortlich, an der Umsetzung der Ziele und Vorhaben mitzuwirken.

Wie sind Ihre Kolleginnen und auf die neuen Maßnahmen eingegangen?

Da muss ich klar sagen: Wir haben keine offenen Türen eingearbeitet. Es ist schon so, dass am Anfang Vorbehalte bestanden haben. Man konnte sich damals noch nicht recht vorstellen, wie und auf welchen Wegen die Ziele und Maßnahmen aus dem Integrationskonzept umgesetzt

werden sollten. Zudem haben viele anfangs sinngemäß gesagt: „Schon wieder ein neues Konzept, nun wird die nächste Sau durch's Dorf getrieben. Wahrscheinlich wird es sowieso in der Schublade landen.“ Genau das ist aber nicht passiert.

Es war auch vielen nicht klar, was mit interkultureller Handlungskompetenz eigentlich konkret gemeint ist. Mittlerweile sind nicht nur Begrifflichkeiten wie Interkulturalität oder interkulturelle Handlungskompetenz in Einrichtungen und Institutionen der Stadt etabliert, sondern auch die begleitenden Schulungsangebote dazu in den Verwaltungsbereichen.

Innerhalb der Stadtverwaltung haben wir am Anfang unserer Arbeit eine Befragung durchgeführt, in der uns die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gesagt haben, wo sie Bedarfe sehen. Der Abbau von Sprachbarrieren wurde dabei immer wieder genannt. Mittlerweile sind wir in diesem Themenfeld bereits viel weiter. Wir verfügen über einen verwaltungsinternen Sprachpool mit mehr als sechzig Kolleginnen und Kollegen. Städtische Broschüren, Informationen und Flyer werden für die Einwohnerinnen und Einwohner in den verschiedensten Sprachen angeboten, Videodolmetschen wird zum Beispiel in der Notaufnahme des Klinikums genutzt. Wir konnten bisher 53 Schulungen zur interkulturellen Handlungskompetenz durchführen und haben damit 659 Personen in der Verwaltung erreicht. Mittlerweile ist es so, dass sich die Bereiche auf die Schulungen freuen und von sich aus auf uns zu kommen, weil sie beispielsweise von anderen gehört haben, was diesen besonders gefallen hat, welche Vorteile für sie dabei herausgekommen sind und was es ihnen als Team gebracht hat. Interkulturelle Handlungskompetenzschulungen sind auch immer eine Teamentwicklungsmaßnahme. Die Schulungen haben durchaus etwas mit Organisationsentwicklung zu tun; mit ihnen können sich die Teams weiterentwickeln wie sich auch die Stadtverwaltung als solche

weiterentwickelt. Und das haben viele als sehr positiv erlebt, so dass sie nun mit ihren Fragestellungen auf uns zu kommen. Mittlerweile schaffen wir es fast nicht mehr, alle Nachfragen zu bedienen. Die Herausforderungen einer gelingenden Integration und das Thema interkulturelle Handlungskompetenz werden uns wohl auch in den folgenden Jahren beschäftigen. Interkulturelles Personalmanagement ist dabei die nächste große Baustelle, die wir angehen möchten. Das Integrationskonzept gleicht letztlich einem großen Aufgabenkatalog. Wir haben in den letzten zehn Jahren bereits einiges erreicht. Doch führten und führen unter anderem die weltweiten Krisen dazu, dass viele Menschen aus anderen Ländern bei uns Zuflucht suchen und finden. Dadurch kam ein Arbeitsauftrag dazu, der ursprünglich nicht vorgesehen war, nämlich auch Geflüchtete als Zielgruppe des Integrationskonzeptes zu sehen.

Seit Ihrem Amtsantritt 2009 hat sich vieles verändert. Hat sich das Integrationsreferat dabei selbst auch weiterentwickeln, weiterqualifizieren müssen?

Wir haben uns definitiv weiterqualifiziert, zum einen in interkultureller Handlungskompetenz. Im Integrationsreferat sind alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter qualifiziert, ein Drittel der Belegschaft hat sogar eine Masterqualifikation, so dass sie auch selbst unterrichten und Workshops anbieten dürfen. Zum anderen war klar, dass wir künftig weitere Sprachkompetenzen im Referat benötigen würden; dafür konnten wir neues Personal anstellen. Derzeit können wir interkulturelle Beratungen in neun Sprachen anbieten. Darüber hinaus engagieren wir Externe und unterstützen Beratungsstellen, die weitere Sprachen anbieten, damit Beratungen beispielsweise auch für Menschen aus verschiedenen afrikanischen Ländern stattfinden können. Außerdem haben wir die Arbeit des Vereins Flüchtlingshilfe e.V. in den letzten Jahren finanziell verstärkt

unterstützt. Die Politik hat da noch mal nachgelegt, damit die gute Arbeit weiter erfolgreich betrieben werden kann. Der Verein ist bereits seit mehr als dreißig Jahren tätig, hat einen enormen Erfahrungsschatz. Doch sind die Nachfragen und Anforderungen in den letzten Jahren so groß geworden, dass sie ehrenamtlich gar nicht mehr bewältigt werden können.

Darüber hinaus haben wir innerhalb des Integrationsreferates Konzepte entwickelt und Projekte umgesetzt, um Menschen, die hier in Wolfsburg ankommen, mit der deutschen Kultur bekannt zu machen und auf diesem Wege eine bessere Verständigung zwischen den Kulturen zu ermöglichen. Dafür haben wir Gelder eingeworben, um verschiedene Projekte finanzieren zu können. Indem wir neben der Konzeptentwicklung auch selbst in die operative Arbeit gehen, lernen wir immer wieder ganz viel dazu. Wir sind nicht nur am ‚grünen Tisch‘ und denken uns etwas aus, sondern gehen direkt ins Geschehen, sind mit den Personen vor Ort im Kontakt. Das hat uns in vielerlei Weise geschult, ohne dass wir dafür eine bestimmte Qualifizierungsmaßnahme absolviert hätten. Nicht nur in Bezug auf Geflüchtete haben wir neue Konzepte erarbeitet. Mit unserem Angebot der interkulturellen Beratung sind wir für alle Zuwanderergruppen und für die Unterstützung in den verschiedensten Lebenslagen zuständig. Im Jahr 2013 sind zum Beispiel unerwartet Hunderte Italienerinnen und Italiener nach Wolfsburg gekommen, die überwiegend kein Deutsch gesprochen haben. Das ist dem Förderverein des Centro Italiano aufgefallen, das haben sowohl die Konsularagentur als auch einzelne italienische Organisationen bemerkt. Uns allen wurde ein Bedarf deutlich, weshalb wir uns zusammengesetzt haben. Ein Produkt dieser Arbeitstreffen ist unsere Willkommensbroschüre „Benvenuti a Wolfsburg“. Dort steht, wo das Gesundheitsamt ist oder die Stadtbibliothek, wo Kinder zur Schule angemeldet werden,

wie die Kindergartenanmeldung funktioniert oder wo man Kontakte knüpfen kann – mit Telefonnummern und Ansprechpartnern auf Italienisch und auf Deutsch. Als 2014/2015 die Geflüchteten in großer Zahl gekommen sind, haben wir festgestellt, dass wir für sie im Grunde das gleiche Produkt benötigen. Daher haben wir die Broschüre neu aufgelegt, in weitere Sprachen übersetzt, so ins Arabische oder Persische (Farsi), und dazu spezielle Ergänzungen für die jeweilige Sprachgruppe eingefügt wie beispielsweise Kontaktmöglichkeiten zu deren Vereinen und Gruppen.

Wir haben dann ziemlich bald gemerkt, dass die Neuzugewanderten auch Sprachbegleitung bei Ärzten oder Behörden benötigen. Meine Kollegin hatte dann die Idee für das Projekt zur Sprachbegleitung „Hand in Hand“. Wir haben einen Pool von Ehrenamtlichen aufgebaut, die mit ihrer Sprachkompetenz den Neuen in Wolfsburg helfen möchten. Jemand, der sprachliche Unterstützung benötigt, ruft hier im Integrationsreferat an, wir vermitteln dann aus unserem Pool von Ehrenamtlichen jemanden, der helfen kann. Mittlerweile können wir viele verschiedene Sprachen bedienen.

Mit anderen von uns entwickelten Angeboten gehen wir direkt in die Asylbewerberunterkünfte. Wir haben zum Beispiel ein Konzept entwickelt, das „Teegespräche – wir in Deutschland“ heißt. Die Gesprächs- beziehungsweise Informationsreihe ist modular aufgebaut, mit Modulen zur Gleichberechtigung, zu Schule, Gesundheit aber auch zur Mülltrennung und dem Notrufsystem. Dazu laden wir dann mitunter Expertinnen und Experten von der Feuerwehr oder vom Jugendamt ein. Die jeweiligen Veranstaltungen dauern etwa anderthalb Stunden. Es wird Tee oder Kaffee getrunken, die Ausführungen werden dabei in verschiedene Sprachen übersetzt. Durch den direkten Kontakt vor Ort wissen wir dann auch, wo der Schuh bei der Zielgruppe drückt.

Eigentlich wollte ich Sie nach den Herausforderungen der Zukunft fragen, aber nach dem, was Sie mir über die Herausforderungen der nahen Vergangenheit erzählt haben, sehe ich, dass viele Ihrer künftigen Aufgaben durch potenzielle neue Migrationsströme kaum vorhersehbar sind. Gibt es trotzdem schon Bereiche, die Sie bereits jetzt als Zukunftsaufgaben absehen können?

Wir wissen nicht, wie sich die politische Lage weltweit entwickeln wird, können keine Strömungen vorhersehen. Aber eine Aufgabe, die ich hier sehe, ist grundsätzlich eine gelingende Integration voranzubringen und den sozialen Frieden in Deutschland und unserer Stadt zu schaffen und zu erhalten. Ich finde es beängstigend, mit welchen Vorbehalten manche Einwohner und Einwohnerinnen den Menschen begegnen, die hierher kommen und hier ihr Leben gestalten möchten. Es gibt mir mittlerweile zu viel gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, nicht nur von ‚Deutschen‘ gegen ‚Ausländer‘, sondern auch zwischen verschiedenen ethnischen oder religiösen Gruppen untereinander. Es beginnt bei Vorbehalten und geht bis hin zu rassistischen Übergriffen. Die Arbeit muss darin liegen, miteinander, in der Verschiedenartigkeit, eine Gesellschaft zu bilden; einander zu respektieren und nicht gegeneinander zu arbeiten. Wir haben viele gute Ansätze, aber es gab in den letzten Jahren auch viele Gegenströmungen. Das zerreibt und zermürbt. Toleranz, Freundlichkeit, Wertschätzung und Respekt kann man nicht einfach offiziell verordnen. Integrationsbemühungen können nicht durch das Integrationsreferat allein umgesetzt werden. Das muss auf ganz vielen Ebenen geschehen.

Das Integrationsreferat arbeitet demnach nicht allein, sondern wirkt vor allem durch seine weite Vernetzung in die Zivilgesellschaft?

So kann man es sagen. Wir haben Kontakt mit Schulen, Kindergärten, Sportvereinen, mit der Migrantenvertretung bei der Volkswagen AG und mit vielen anderen. Wir haben auch schon mit den Jägerinnen und Jägern aus Nordsteimke zusammengearbeitet, die mit mir 2015 die Betten für die Geflüchteten in Barnstorf aufgebaut haben. Wir organisieren viermal im Jahr Treffen mit den unterschiedlichsten Beratungsstellen, die mit Integration zu tun haben. Mit dabei sind Vertreter der Wohlfahrtsverbände, der Kirchen und das islamische Kulturzentrum. Wir stehen im Austausch mit verschiedenen Sprachkursträgern wie der Volkshochschule oder Arbeit und Leben. Nur so können wir Lücken und Bedarfe erkennen. Alle nehmen engagiert teil, weil sie sich austauschen wollen, damit wir zusammen am selben Strang ziehen. Ich denke, es braucht ein allgemeines Verständnis und Bewusstsein dafür, dass wir alle in einer Welt leben. Gemeinsam teilen wir uns diese eine Welt, egal, wo wir herkommen. Mensch ist Mensch, nur unsere Gewohnheiten sind unterschiedlich. Dieses Bewusstsein zu schaffen ist eine große Herausforderung. Gemeinsam arbeiten wir daran. Letztendlich wird es immer Migrationsströme geben, es werden immer Leute kommen oder anderswo hingehen. Man kann zunächst nur pragmatisch schauen, was es braucht, damit gutes Zusammenleben, Teilhabe und eine neue gemeinsame Kultur der Kulturen in unserem kleinen Bereich funktioniert. Es fängt ja auch alles immer im Kleinen an.

Sylvia Cultus ist Diplom-Sozialpädagogin. Nach ihrem Studium lebte und arbeitete sie Anfang der 1980er Jahre in Südafrika, bevor sie nach Deutschland zurückkehrte und in Hannover für einen Verein in der Integrationsarbeit tätig war. Seit April 2009 leitet sie das Integrationsreferat der Stadt Wolfsburg.

Das Interview führte Michael Siems.

